

Offizielle Leseprobe - Urheberrechtlich geschütztes Material

Schattenwacht, Zyklus

Michael Thiel

# BÖSES ERWACHEN



SCRATCH





UMWELTHINWEIS

Gedruckt auf holz-, säure- und chlorfreiem Papier

Deutsche Erstaussage

1. Auflage

Copyright © 2007 SCRATCH Verlag Simon Czaplak, Hamburg

Printed in Germany 2008

Umschlagsillustration: Klaus Scherwinski, Bielefeld

Innenillustration: Flavio Bolla, Aarau (Schweiz)

Karte und Symbole: Lydia Schuchmann, Weiterstadt

Layout und Satz: Thorsten Göde, Hamburg

Lektorat: André Krieg, Hamburg

Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-940-92800-9

<http://www.scratch-verlag.de>

Das vorliegende Werk einschließlich aller seiner Bestandteile ist urheberrechtlich geschützt. Jede urheberrechtsrelevante Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und der Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen und Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Textteile.

Michael Thiel

# Böses Erwachen

*Phantastischer Roman*

- **Aus der Welt der Erben von Theb Nor** -  
Beginn des Schattenwacht-Zyklus

In Vorbereitung:  
Preis der Unsterblichkeit  
Spiel mit dem Feuer  
Sühne der Könige  
Sturz eines Gottes  
Ende der Nacht

Hiermit wird der Schattenwacht-Zyklus enden.

**SCRATCH Verlag** Simon Czaplak



Jedem gewidmet, der den Mut und die Kraft aufbringt,  
gegen den Strom toter Fische zu schwimmen.

*„Be your own disciple, fan the sparks of will“*

MANOWAR

## Prolog

*Mit ihrer runzligen, dicken Hand strich sie sich eine weiße Lockensträhne aus den müden Augen. Sie saß ganz allein am abendlichen Feuer, eine Wolldecke eng um den Leib geschlungen. „Mutter ...“, hauchte sie, als sie langsam den Kopf in den Nacken legte. Lächelnd genoss sie den majestätischen Anblick des Sternenhimmels über sich. „Bald folge ich Dir!“*

*Sie dachte an die Prophezeiung von Theb Nor. Diese uralte Priesterlehre hatte die Welt – den von Wasser umschlossenen Leib der Naturgöttin Heva – verändert, schon lange vor ihrer Zeit. „Wehe den Sorglosen! Geschichte wiederholt sich unaufhörlich“, hatte der Hohepriester Theb Nor vor weit über hundert Jahren gemahnt. Wann war es wohl wieder soweit? Und welcher Teil würde sich wiederholen?*

*Vor Jahrtausenden war es so,*

*Wie es sich heute wiederholen kann:*

*Überheblichkeit und maßlose Habgier*

*Schmiedeten einen Pakt*

*Mit dem Fürsten der Dämonen.*

*Er war und ist ein Feind der Götter,*

*Den Errichtern und Beschützern unserer Welt.*

*Ein lautes Knacken im nachtschwarzen Wald hinter ihr ließ sie aufspringen und herumwirbeln. Stöhnend rieb sie*

sich darauf das Kreuz, doch ihre alten Augen durchdrangen aus schmalen Schlitzern die Dunkelheit. Ihr nicht geringes Gewicht verlagerte sie auf das linke Bein, da ihr rechtes Knie wie unter Dolchstichen vom Alter schmerzte. Ihre rechte Hand tastete nach dem Griff des eisernen Kurzschwertes in der Lederscheide.

Ihr Herz beschleunigte nicht sonderlich. Aber ihre Erinnerungen an Angreifer, dunkle Wälder, Blut und Schmerz rasten wie so viele Male zuvor durch ihren Kopf. Es roch nach Schuppen! Nach Chimäriern, den zweieinhalb Meter großen Drachenmenschen, gegen die sie in ihrer Jugend so oft hatte kämpfen müssen. Nie würde sie den harzigen Geruch der ockernen Schuppen und des kochenden Drachenatems vergessen. Oder das Gefühl des Fausthiebs einer solchen fünfhundert Pfund schweren Bestie. Pýucaani nannten sie sich selbst, geborene Soldaten mit ungeheurer militärischer Disziplin. Ihre Generäle waren von infernalischer Intelligenz und Genialität.

Die alte Kriegerin kratzte sich nervös an ihren leicht spitzen Ohren. Lautlos zog sie das Schwert aus der Scheide und verteilte vorsichtig das Gewicht auf beide Beine zurück; die Schmerzen im Knie hielten sich in Grenzen. Auch ihr Kreuz schien ihr heute nicht völlig den Dienst versagen zu wollen.

„Hevas Leib ist endlich befriedet, steck Dein Schwert weg!“, lachte eine tiefe Stimme aus der Dunkelheit vor ihr.

„Pah! Man kann nie wissen, was außerhalb der Sichtweite der großen Stadtstaaten der Menschen heranschleicht! Hevas Leib ist groß!“, knurrte die Frau – und schob das Schwert mit einem Grinsen zurück. „Vielleicht bist Du irgendein

feindlicher Stammeskrieger auf der Jagd nach Eisen!“ Ihr Lächeln schwand schon wieder, aber nicht wegen ihrer Witzelei, sondern wegen der Prophezeiung Theb Nors, die noch immer durch ihre Gedanken spukte.

*Doch der Feind ist nicht vernichtet!*

*Er lauert auf eine neue Chance,*

*Auf eine neue Schwäche in den Seelen,*

*Auf dass die Sterblichen selbst ihn befreien.*

*Denn da die Gefahr vergessen ward*

*Und die Bücher geleert,*

*Könnten sie neu gefüllt werden.*

„Genau die Begrüßung, die ich von Dir erwartet habe!“, lachte die sich nähernde Stimme aus dem Wald. „Nun, wie geht es der größten Kriegerin der bekannten Welt?“

Jene Worte ließen das Lächeln der alten Halbelfin vollends verblassen, trotz des fröhlichen Klanges ihres Gefährten. Schmerzvoll an ihre Vergangenheit erinnert, schweifte sie ab, dachte viele Jahre zurück. Dachte an Dinge, die sie selbst erlebt, und andere, die sie viel später erst über die damaligen Ereignisse erfahren hatte ...

*Kein Orakel vermag zu sehen,*

*Wie es im Himmlischen Krieg steht*

*Zwischen Dämonen und Göttern.*

*Doch eins ist sicher,*

*Eins spüre ich so deutlich,*

*Wie die Pflanzen das Licht spüren:*

*Die letzte Entscheidung*

*Treffen die Sterblichen allein.*

*Schon sind die ersten Schergen befreit,*

*Dunkle Gegenspieler der Vier Könige,*

*Auf der Suche nach unserem freien Willen.*



„Da kommen Reiter! Versteck dich!“, rief die Mutter ihrem Jungen zu. „Schnell! Und mach das Herdfeuer aus!“ Sie wich in den Schatten der Tonziegelhütte zurück, spähte aber weiter aus der Fensteröffnung. Ihre Augen fixierten zwei winzige Punkte im flirrenden Wüstensand, die sie nur vage als Kamele identifizieren konnte. Ihre Hände gruben sich in ihr schmutziges Leinenkleid.

Der Junge löschte das Herdfeuer mit einem Wasserschwall aus dem bereitstehenden Ledereimer. Dann lief er zum Fenster und starrte mit großen Augen und offenem Mund hinaus.

„Melek! Versteck dich im Vorratsraum!“, herrschte die Mutter ihn an und funkelte böse auf ihn herab.

„Sind das Chimärier, Mama?“, fragte Melek und blickte

furchtsam zu seiner Mutter auf. Nur in den dunkelsten aller Geschichten wurden jene Monster erwähnt.

„Nein“, antwortete sie zögerlich, „aber das ist unwichtig für uns einfache Bauern.“ Sie spähte sorgenvoll aus dem Fenster, wischte nervös dicke Schweißtropfen von der Stirn und atmete flach durch den offenen Mund.

„Die reiten ja ganz langsam!“, rief Melek erstaunt und zeigte nach draußen.

Ohne Vorwarnung packte die Mutter den Jungen an den Schultern und zog ihn hinter sich her durch einen Vorhang in den zweiten Raum der Hütte. Sie stieß mit dem Fuß energisch einen blassen Webteppich von einer Holzluke.

Melek rief: „Was wird aus meinen Geschwistern und Vater auf dem Feld?“

Die Mutter antwortete nicht, sondern klappte die Holzluke auf. Zwei dicke Hanfseile, verbunden mit mehreren verknoteten Aststreben, führten als Strickleiter in ein dunkles Loch. „Rein da!“, befahl die Mutter, packte Melek am Arm und riss ihn bis direkt vor die Leiter.

Melek trat von einem Fuß auf den anderen und starrte gequält nach unten. „Ich will da aber nicht rein!“, jammerte er.

Im Nebenraum wurde die Eingangstür aufgerissen und schwere Schritte trampelten ins Haus. Melek und seine Mutter erstarrten, ihr Griff um seinen Arm wurde locker.

„Weib! Bist du hier?“

„Vater!“, rief Melek und rannte durch den Vorhang in die Arme eines kräftigen, schwarzbärtigen Mannes.

„Mein Junge!“, lachte der Vater und hob Melek auf

den Arm. Auch Meleks Mutter war inzwischen durch den Vorhang getreten. Die Eltern wechselten besorgte Blicke.

Hinter dem Vater standen drei junge Männer. Der jüngste und schwächteste schloss die Tür, während die beiden älteren mit schmalen Augenschlitzen durch das Fenster starrten. „Ob die beiden die Wüste durchquert haben?“, raunte der Älteste.

„Dann hätten sie bestimmt Tigermänner gesehen!“, raunte der andere Junge am Fenster zurück.

„Irgendwas stimmt an denen nicht“, flüsterte der Älteste, lehnte sich vor und stützte sich auf der Fensterkante ab.

„Komm da weg!“, rief die Mutter entsetzt.

„Aber er hat recht!“, brummte der Vater, „ich kann sicher noch weniger erkennen als Amchad, aber ich glaube, das sind keine Menschen. Sie sind zu klein.“ Der Vater stellte sich hinter Amchad, den Ältesten, und blickte über dessen Schulter nach draußen. „Sieh ihre Beine an den Kamelen! Viel zu kurz!“

Amchad bekam große Augen und flüsterte: „Oder die Kamele sind so riesig!“

Inzwischen stand die ganze Familie neugierig an der Fensteröffnung und spähte in die Ferne, wo zwei Kamele gemächlich auf das Dorf zutrotteten.

Auf den Kamelen saßen zwei Obtaru: Kleinwüchsige eines mächtigen Stammes aus Hevas Mitte, einem Gebirge weit im Norden. Obtaru waren mit Zwergen und Gnomen verwandt, teilten jedoch nicht die zwergische Gier nach Reichtum oder die gnomische Gier nach Wissen mit ihnen.

Beide Obtaru, Mann und Frau, besaßen zerzaustes, schwarzes Haar und kräftige Körper. Ihre einst bleiche Haut war von der Wüstensonne tiefrot gebrannt und pellte ab. Dem eisigen Gemüt der Obtaru entsprechend – ihr Schöpfer war der Gletschergott Mascilmur – erduldeten sie die Hitze jedoch mit Gleichgültigkeit. Sie trugen weiße, zu große Kaftane, wie menschliche Wüstenbewohner sie bevorzugten. Hinter ihren Sätteln türmten sich festgebundene Lederrucksäcke und Leinenbeutel. Auf den Köpfen trugen sie große Strohhüte, die nicht recht zu den Kaftanen passten, noch weniger aber zu den natürlichen Gewohnheiten ihres Stammes, der höchste Berge und eisige Gletscher bewohnte. Obtaru froren niemals, aber die Hitze einer Wüste kannten sie in ihrer Heimat nicht ansatzweise.

„Wirst Du durchhalten, bis wir da sind?“, fragte die Frau ein wenig amüsiert.

Der Mann knurrte bloß leise zur Antwort und schloss die Augen. In seinem Bart klebten ein paar Reste seiner Übelkeit. „Ich hasse reiten“, murmelte er, „und noch mehr hasse ich Kamele.“ Er wischte sich über die nasse Stirn. „Aber das Schlimmste ist diese Hitze! Die Verteidigung des Westpasses gegen die Chimärier und Tiefenweltler vorletztes Jahr war weniger schlimm.“

„Das war ein Verrat und ein Gemetzel!“, empörte sich die Frau, „viele Krieger verloren ihr Leben!“

Der Mann schwieg. Erinnerungen an Kämpfe gegen deformierte Kreaturen, deren Obtaru-Vorfahren vor zahllosen Generationen in die Tiefe getrieben worden waren, verdarben ihm den Spaß am Nörgeln. *Wir hätten*

*nie die Berge verlassen sollen. Erst recht nicht gen Süden. Von wegen, große Schätze ... „Gierig wie die Zwerge“, hatte der Älteste gesagt ... Verdammt, er hatte recht!*

In der Ferne sahen die beiden, wie sich am Dorfrand Männer mit Knüppeln und allerlei Feldarbeitsgeräten ansammelten und sie erwarteten.

Der Mann seufzte entnervt und brummte: „Du redest.“

„Na gut“, erwiderte seine Frau, „aber sei nicht wieder so grimmig. Das würde mir das Gespräch nämlich wirklich erleichtern!“

Abermals knurrte der Mann bloß zur Antwort. Grimmig zu sein war unter Obtaru eine veraltete religiöse Pflicht, um dem Vorbild ihres Schöpfers Mascilmur nachzueifern.

„Haltet eure Kamele an! Keinen Schritt näher!“, rief ein Mann mit einem abgewetzten Knüppel, als die Obtaru in Rufweite kamen und ihre Gesichter unter den Strohhüten erkennbar wurden.

Die beiden gehorchten. Die Frau rief: „Wir sind Dolgos und Mirthu. Wir haben die Wüste durchquert und wollen jetzt nichts weiter als einen Schlafplatz und Vorräte. Wir können mit Münzen dafür bezahlen.“

Die Männer des Dorfes steckten die Köpfe zusammen und murmelten, während Dolgos und Mirthu ruhig abwarteten. Weder kannten die Männer Obtaru – oder deren bekanntere Verwandte, Gnome und Zwerge – noch konnten sie mit Münzen viel anfangen. In Dörfern wie diesem war Tauschhandel üblich.

Schließlich rief der Wortführer mit dem Knüppel:

„Ihr könnt in Solmeks Stall schlafen. Aber ihr müsst alle Waffen abgeben. Ihr bekommt sie erst bei eurer Abreise wieder, und die sollte bald sein.“

„Einverstanden!“, rief Mirthu zufrieden. Sie hüpfte aus dem Sattel und führte ihr Kamel am Zügel weiter.

„Endlich“, seufzte Dolgos und sprang ebenfalls hinab. Für einen Moment blieb er genau so stehen, wie er auf den Füßen gelandet war, und schloss die Augen. „Ich hasse Kamelreiten“, knurrte er.

Mirthu und Dolgos hatten sich in der kühlen Nacht noch bis zu einem Heiler und Alchimisten durchgefragt. Die Tonziegel seines Hauses waren weniger schief als die der meisten anderen Hütten. Außerdem war das Haus so groß, dass es zwei, vielleicht sogar drei getrennte Räume besaß statt einen. Durch eine Tür aus Astgeflecht – einem teuren Prunkstück – waren die Obtaru in den rotgoldenen Feuerschein des Hauses gebeten worden und hatten ihr Anliegen geäußert.

„Nein, so wird das nichts!“, krächzte der alte Mann und ballte die knorrigen Fäuste. Mirthu und Dolgos blickten zu ihm hoch, während er vor seinem Experimentiertisch aus Ölbaumholz so energisch auf und ab rannte, dass die Tontiegel und Kupferfläschchen darauf bei jedem Schritt klirrten. Es roch plötzlich nach Humus und Zitrone.

„Beruhigt Euch“, sagte Dolgos eisig.

„Ohne mich könntet ihr nicht mal anfangen zu suchen! Ich will den fünften Teil des Schatzes ... und das Pfund Gold!“

„Entweder oder“, erwiderte Dolgos trocken. Bedächtig

nahm er seinen Strohhut ab, wusste er doch, dass er mit seiner Halbglatze und dem schwarzen Haarkranz immer noch ernstzunehmender wirkte, als mit dieser wenig würdevollen Kopfbedeckung.

„Nein!“, schrie der alte Mensch unbeeindruckt. „Ich habe noch nie ein Abenteuer erlebt, ich werde jetzt nicht dabei sein und auch in der Zukunft nichts mehr erleben. Aber einen Teil eines Schatzes werde ich kriegen! Und dazu die reguläre Bezahlung, ein Pfund Gold. Entweder das – oder ihr bekommt eben den Trank nicht. Dann könnt ihr ja sehen, wie weit ihr in der verfluchten Ruine kommt!“

Dolgos neigte den Kopf angriffslustig nach unten und funkelte den Greis böse an. Mirthu schwieg nachdenklich und kratzte sich nervös am Arm.

Der Greis begann siegessicher zu lächeln. Er entspannte die Fäuste und fuhr sich durch den langen weißen Bart.

„Den zehnten Teil des Schatzes, nicht mehr“, knurrte Dolgos zornig.

„Den fünften“, antwortete der Greis mit höhnischer Höflichkeit und grinste noch breiter.

Dolgos presste Lippen und Zähne fest aufeinander. Seine Fäuste zerknitterten die Hutkrempe, die leise knirschend und knackend dagegen protestierte.

Mirthu seufzte schließlich: „Einverstanden.“

Dolgos riss die Augen auf, fuhr herum und stierte Mirthu an. „Wir haben beim Feilschen schon gegen Zwerge gewonnen, und jetzt das! Das kannst Du nicht zulassen!“, rief er fassungslos.

„Vergiss es. Ohne den Trank können wir die Ruine nicht betreten“, murmelte Mirthu geknickt.

„Das weißt Du doch gar nicht!“, brauste Dolgos auf und wirbelte dabei seinen angeschlagenen Strohhut haarscharf an einem Tonfläschchen auf dem Alchimistentisch vorbei. Mit glühenden Augen funkelte der Greis den Strohhut an.

Mirthu wurde ebenfalls lauter. „Willst Du es etwa ausprobieren? Was, wenn die Legende stimmt, wenn der Ort verflucht ist und wir uns gegenseitig an die Kehle gehen würden?“

Dolgos prallte ob dieser Vorstellung leicht zurück, blieb aber auf den Fersen stehen. Er rang sein Erstaunen nieder und widersprach zaghaft: „Das könnte uns doch nie passieren.“

Mirthu blieb hart und stemmte die Fäuste in die Hüfte. „Ich bin nicht bereit, das Risiko einzugehen. Wir brauchen den Trank. Wenn der Preis dafür ein Pfund Gold und ein Fünftel des Schatzes ist, dann sei es so. Es bleibt uns mehr als genug übrig.“ An den Greis gewandt, bestätigte sie nochmals: „Wir sind einverstanden, Meister Kanfir.“

Kanfir lächelte breit, zwirbelte seinen Bart und erklärte: „Sehr gut. Seid morgen zur Mittagsstunde wieder hier, dann ist Euer Trank fertig.“

Die Obtaru verließen das Haus des Alchimisten und tauchten in die helle Wüstennacht ein. Dolgos trat einen kleinen Tonbrocken fort und brummte: „Ich weiß sowieso nicht, wie ein Trank unsere Seelen vor Flüchen beschützen soll. Ein Trank ist für den Körper da, nicht für die Seele. Und woher weiß der Trank, was ein Fluch ist und wie und wann er uns trifft?“

Mirthu seufzte theatralisch und entgegnete: „Du bist ein Krieger und kein Alchimist, Du musst Dich damit nicht auskennen. Kanfir aber ist Alchimist, er kennt sich sehr wohl mit solchen Dingen aus. Ich hatte jedenfalls nicht das Gefühl, dass er bloß vorgibt, es zu können. Vergiss nicht, wir sind weit weg von Mascilmur, vielleicht zu weit für seinen Schutz. Hier herrschen fremde Götter! Wer weiß, was die von uns halten.“

Dolgos versetzte bitter: „Du bist eine Zwergin und kein Mensch. Du kennst Dich mit Menschen nicht aus. Kanfir ist aber ein Mensch. Menschen kennen sich mit Menschen aus, aber Du nicht! Und hab ich nicht gesagt, lass uns den Menschengöttern Opfer bringen? Jetzt würden sie sofort sehen, dass wir bloß scheinheilig wären.“

Mirthu blieb stehen. „Dann mach einen besseren Vorschlag, Sturkopf!“

Dolgos drehte sich zurück. „Selber Sturkopf! Geh doch! Ich bleibe einfach hier und warte ab, ob Du lebend zurückkehrst!“

Mirthu schrie: „Fein! Aber wenn ich es schaffe, gehört mir auch der Schatz allein!“

Dolgos übertönte sie abermals: „Wunderbar! Schrei doch noch lauter im ganzen Dorf herum, dass wir einen Schatz suchen!“

Betroffen klappte Mirthu den Mund zu und errötete. Kopfschüttelnd stapfte Dolgos davon und ließ sie stehen. Durch die eisige Gleichgültigkeit der Obtaru war die berühmte Sturheit der Zwerge durchgeschimmert – die sie anderen Völkern gegenüber stets bestritten.

Melek rannte so schnell er konnte nach Hause. „Mama! Mama!“, schrie er, als er die Schwelle überflog und in den Wohnraum sprengte. „Die Gnome suchen einen Schatz! Der alte Kanfir hilft ihnen!“, japste der Junge außer Atem. Mutter und Vater sahen sich tiefgründig an und schwiegen. Melek blickte hektisch zwischen beiden hin und her. Weil niemand sofort etwas sagte, rief er: „Es ist in den Sandruinen! Ich weiß, wo die sind!“ Die Eltern reagierten erst im zweiten Moment. Ihre Augen wurden groß, doch da war Melek schon aus der Tür.

Dolgos war etwa hundert Obtaru-Schritte weit gekommen, da sah er einen kleinen Menschenjungen aus dem Dorf in die nächtliche Wüste rennen – in Richtung der Ruinen. Wütend drehte sich Dolgos um und schrie zu Mirthu hinüber: „Da hast Du es! So schnell geht das!“

Schlagartig alarmiert, rannte Mirthu zu Dolgos. Schon im Laufen rief sie: „Wir dürfen ihn nicht gehen lassen! Der Fluch wird ihn treffen, außerdem ist es viel zu gefährlich!“ Hinter Melek brüllte sie her: „Junge, komm zurück! Geh da nicht hin, das ist Dein Tod!“

Melek rief im Rennen über die Schulter: „Ihr wollt nur nicht, dass ich den Schatz kriege!“

Mirthus Schultern sackten herab und sie seufzte. Wieder kratzte sie sich nervös an den Armen.

Dolgos starrte finster vor sich hin. „Mutiges Bürschlein“, brummte er mit einer gewissen Anerkennung.

Unbewusst wanderte seine Hand zu der Stelle, wo sonst der Griff seiner Eisenaxt war. „Das wird Ärger geben. Besser, wir verschwinden.“

Mirthu riss die Augen auf. „Du willst Dich verdrücken? Wir sind verantwortlich! Wir müssen den Jungen zurückholen!“

Dolgos' Miene wurde noch schwärzer. „Dann finden wir jetzt also raus, ob wir den Trank gebraucht hätten oder nicht.“ Mirthu nickte entschlossen und stapfte los. Dolgos schälte einen flachen, vorn spitzen Faustkeil aus seiner engen Hosentasche unter dem Kaftan hervor und folgte der Gefährtin.

Hinter sich hörte er weitere, höchst eilige Schritte. „Wir holen den Jungen schon. Bleibt Ihr lieber hier“, brummte Dolgos über die Schulter. Unschlüssig drehte er seinen Faustkeil in der Hand hin und her, um herauszufinden, wie er zum Kämpfen am besten zu halten war. Dolgos hatte sein ganzes Leben lang gekämpft, aber nicht gegen Flüche oder Geister. Seine Nackenhaare sträubten sich.

„Niemals!“, rief Meleks Vater und holte den kurzbeinigen Obtaru mühelos ein. „Weib! Hol meine Söhne aus der Taverne und schick sie mir nach!“, rief er der Mutter zu. Sie war am Dorfrand stehen geblieben.

„Ich kenne den Fluch, der auf den Sandruinen liegt!“, behauptete der Vater, „ich weiß, was wir tun müssen.“

Erfreut sah Dolgos zu ihm auf. „Wirklich? Wunderbar! Erzählt, mein Freund! Wie ist Euer Name? Ich bin Dolgos, und der runde Hintern da vorn gehört Mirthu.“ Obtaru besaßen – wie die Zwerge – einfach kein Talent für Humor, und versuchten sie doch, witzig zu sein, ging das meist daneben.

Meleks Vater ignorierte Dolgos' Derbheit. „Ich bin

Oreb, Laffads Sohn. Der Fluch trifft jeden, der an seinen Begleitern zweifelt. In so einem Fall wird der Verfluchte sich bedroht fühlen und glauben, seine Begleiter loswerden oder sogar töten zu müssen. Das heißt, wir drei müssten uns völlig vertrauen, bevor wir die Ruinen betreten. Der Trick, den Fluch zu umgehen, ist eigentlich, allein zu gehen, damit man erst gar keine Begleiter hat. Aber mein Sohn ist vermutlich schon drin! Wir sollten die Sandruinen tunlichst nicht betreten, sondern dem Jungen klarmachen, dass er sofort wieder rauskommen muss.“

Sie holten Mirthu ein, die am Rand einer Düne stand und in eine Senke hinabschaute. Hier und da ragten vereinzelt Säulen und Mauerreste aus Tonziegeln über den Sand. In der Mitte der Senke klaffte ein Loch, in das versandete Treppen hinabführten. Von Meleks Füßen sah das Grüppchen runde, flache Krater im Sand, die der Treppe folgten.

„Melek! Der Ort ist verflucht! Komm sofort da raus!“, schrie Oreb mit den Händen am Mund. Die Wüste blieb stumm.

„Wir haben sowieso keine Fackeln dabei“, grübelte Mirthu laut.

„Ich gehe rein. Ihr bleibt hier. Zwischen meinem Sohn und mir wird das Vertrauen ausreichend sein“, entschied Oreb und stapfte sofort los.

Die Obtaru sagten nichts. Oreb erreichte die Treppe, die ins Schwarze führte. Er zog den Kopf ein und verschwand unter dem Wüstensand.

„Glaubst Du, wir sehen sie noch einmal wieder?“, raunte Mirthu gespenstisch.

„Das müssen wir“, gab Dolgos finster zurück, „sonst werden die Dörfler uns steinigen.“

Melek war über die versandeten Stufen in die dunkle Tiefe gesprungen; beinahe wäre er ausgerutscht und mit dem Rücken auf den versunkenen Stein gefallen. Doch flink und geschickt wie er war, rettete er sein Gleichgewicht, sprang die letzten fünf Stufen weit ab und landete sicher auf beiden Füßen. Er hatte keine Angst – er kannte nur sein Ziel: noch vor den Erwachsenen den Schatz finden. Was ihn erwartete, dass es Einstürze geben konnte, dass allein sein erster Sprung ins Bodenlose hätte führen können – an all das dachte er nicht.

Er folgte dem stockdunklen Gang und war wild entschlossen, sich notfalls blind hindurchzutasten, solange er nur der Erste war. Auch Angst vor der Dunkelheit war ihm fremd.

Flammen loderten von einer Fackel empor und die Dunkelheit wich zurück. „Oh, willkommen, junger Herr! Seid Ihr hier, um meine Waren zu begutachten?“, fragte ein bleicher, bartloser Mann in einem weißen Kaftan. Der unruhige Feuerschein tanzte an uralten Torbögen und lange verblichenen Wandmalereien.

Melek stierte den Mann an und rührte sich nicht. Die unheilvollen Bildreste der Schlangemenschen an den Wänden entgingen ihm völlig.

„Aber gewiss seid Ihr das! Wie dumm von mir! Was sonst solltet Ihr hier wollen? Ich bin Gozbad, fahrender Händler. Ich habe einige vorzügliche Gegenstände zum Tausch anzubieten! Sicher seid Ihr ein großartiger Feilscher,

wenn Ihr Euch hier hinuntergetraut habt! Nicht wahr?“

Meleks Blick zuckte widerwillig von Gozbad fort zu einer riesigen, offen stehenden Truhe, aus der ein magisches Leuchten drang. Melek kannte das dunkle Holz nicht, aus dem die Truhe und ihr flacher Deckel bestanden, aber er kannte das Metall der klobigen Eckbeschläge: Gold.

„Oh! Bitte, tretet ruhig näher! Keine Scheu! Ihr dürft Euch alles ansehen!“, rief Gozbad und wirbelte übertriebene Gesten der Einladung mit seinem freien Arm. Mit dem anderen Arm hielt er die Fackel immer näher an die Truhe.

Das Licht wanderte von Melek fort, aber es schien ihn mit sich zu ziehen. Melek stolperte mit starren Augen auf die große Truhe und das geheimnisvolle Leuchten darin zu. Er passierte Gozbad und erreichte den goldbeschlagenen Holzkasten.

„Seht nur, junger Herr! Was für wundervolle Dinge ich habe! Nicht wahr?“

„Ja“, hörte Melek sich abwesend raunen, als habe es ein anderer gesagt. Seine kindliche Abenteuerlust war gegen ihn gewandt worden.

Oreb folgte dem plötzlichen Fackelschein in der Dunkelheit und rannte in eine staubige Halle, deren Mittelgang von eckigen Ziegelsäulen flankiert wurde. Am Kopfende der Halle entdeckte Oreb seinen Sohn. „Melek! Komm sofort her, verdammter Bengel!“, schrie der Vater. „Was bei allen Wüstengeistern tust Du da? Woher hast Du die Fackel?“ Auch Oreb sah die verblichenen Malereien an den Wänden nicht. Ohnehin hätte nur ein sehr

erfahrener Priester die unheilvolle Natur der dargestellten, nekromantischen Rituale der Schlangemenschen erkannt.

„Was?“, hauchte Melek so leise, dass sein Vater es nicht hören konnte. Neben ihm stand der grinsende Händler und hielt die Fackel über die Truhe.

„Ich habe gar keine Fackel“, flüsterte Melek.

„Wie wäre es zum Beispiel mit diesem Wurfdolch, junger Herr? Ein wundervolles Exemplar! Die Klinge aus geschärftem Eisen, der Griff aus dem Horn eines stattlichen Ziegenbocks. Exzellent ausgewogen und auch für Eure Handgröße bestens geeignet! Probiert ihn doch mal und seht, was Eure Hand dazu sagt!“

„Was machst Du denn da?“, schrie Oreb wütend und sah zu, wie sein Sohn sich bückte und scheinbar die Hand nach etwas ausstreckte. Doch da war nur Sand.

„Na, junger Herr? Er liegt doch wundervoll in der Hand! Nicht wahr? Probiert ihn aus! Ich habe extra für Euch dort hinten eine Zielscheibe aufgestellt! Na los, werft! Werft!“

Melek drehte sich hölzern herum und hob den schweren Eisendolch. Der leicht gewundene Horngriff schmiegte sich perfekt in seine kleine Hand.

„Melek? Was hast Du da in der Hand?“, rief sein Vater unsicher und kniff die Augen zusammen. „Wenn ich nur zehn Jahre jünger wäre!“, murmelte er.

„Wirf! Wirf!“, geiferte Gozbad. „Es ist ein toller Wurfdolch! Wirf ihn, ja!“

Melek warf. Die schwache und ungeschickte Bewegung hätte die schwere Klinge vermutlich drei oder vier Meter weit vor seine Füße scheppern lassen.

Allerdings begann dieser Wurfdolch kurz vor dem Boden wild zu trudeln und sich wieder in die Luft zu erheben. Er raste mit der Geschwindigkeit des Wurfs eines echten Messerwerfers auf Oreb zu.

Der Vater riss entsetzt die Augen auf. Das geschärfte Eisen schlug in seinen Hals. Leise gurgelnd fiel er auf den Rücken und wurde schlaff.

„Ein guter Wurf, junger Herr! Ein sehr guter Wurf! Ihr dürft den Dolch behalten, weil Ihr ein so guter Kunde seid! War das alles? Na gut, wie Ihr meint, junger Herr! Bis zum nächsten Mal! Dann bringt Ihr doch gewiss all Eure Freunde mit, nicht wahr?“

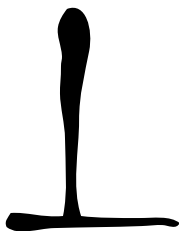
„Ja“, raunte Melek tonlos. Er schlich zur Leiche seines Vaters. Bevor er den Dolch aus der Kehle zog, betrachtete er neugierig das Blut und die Wunde. Er putzte die scharfe Klinge und den Horngriff vorsichtig am Kaftan seines Vaters sauber und spazierte dann langsam zum Ausgang zurück. Hinter ihm erlosch das Fackellicht. Er war zu keiner Empfindung und keinem Gedanken fähig – er war Gozbad's Marionette.

Als er auf der Düne die beiden Obtaru erblickte, die aufgeregt die Zeigefinger nach ihm streckten, flüsterte der Wurfdolch in seiner Faust: „Sie wollen Dir den Dolch stehlen! Die Fremden sind voller Neid! Töte sie, bevor sie Dich töten! Das ist das einzig Richtige! Ich bin doch Dein Freund, nicht wahr? Töte sie! Wirf jetzt, junger Herr! Du kannst sie nicht verfehlen! Vertrau mir, ich bin Dein einziger Freund! Wirf! Töte sie alle!“ Durch den verfluchten Dolch, ein Relikt der lange untergegangenen Hochkultur der Schlangenmenschen, war der diabolische

Geist Gozbad nun seiner Verbannung entkommen. Die Waffe diente ihm als schützendes Gefäß, denn aus eigener Kraft hätte er die zeitlosen Bannkreise der versunkenen Ruine nicht verlassen können.







„Wehe den Sorglosen!, so beginnt die größte aller Lehren unserer Welt. Kein Satz enthält mehr Wahrheit. Kein Satz wurde mehr verschmäht. Und an keinen Satz werden wir uns deutlicher erinnern als an diesen, wenn es zu spät ist.“

*Skorad der Weise, Hohenpriester des Großen Flussvaters im Tempel zu Berghaus, über die Prophezeiung von Theb Nor*



Ein murmelnder Wust aus über dreißig zerzausten Männern saß auf langen, wackelnden Bänken an mehreren Zedernholztischen. Fackeln spendeten das einzige Licht in der kargen Felshöhle. Gelegentlich hustete jemand aufgrund des Fackelrauchs, der unter der Decke hing und nicht richtig abzog. Neben den großen Tischen saßen einige Männer und eine Frau an den Höhlenwänden, sodass zwischen Wänden und Tischen nur schmale Gassen frei waren.

„Hörst Du? Das ist das Gitter für die Neuen. Gleich kriegen wir Besuch“, raunte ein stämmiger Mann seinem dünnen, jungen Sitznachbarn ins Ohr, ohne sich allzu sehr zur Seite zu biegen. Der Junge nickte darauf stumm und schaute in einen dunklen Gang am Ende der Höhle; von dort war ein lautes Scheppern herübergedrungen.

Zwei Personen traten aus dem Gang. Das Bronzegitter schepperte erneut. „Jetzt ist es wieder zu“, raunte der Hüne und strich seine schmutzig-blonden Locken aus dem Gesicht. Dutzende Augenpaare taxierten die beiden Neuankömmlinge und alles Murmeln verebbte.

Verloren standen sie da: eine zierliche, schwarzhaarige Frau mit spitzen Ohren, die nur noch Fetzen eines schwarzen Kleides trug. Nah bei ihr: ein breitschultriger Mensch mit kalten Augen. Seine nachtblaue Seidentunika deutete auf großen Reichtum hin – vergangenen Reichtum vermutlich, da er nun hier war. Die dunklen Haare und der dichte Bart des Mannes, seine gedrungene Statur und

sein stechender Blick ließen ihn wie einen angriffslustigen Bären erscheinen. Die starren Falten in seinem Gesicht zeigten Härte und Erfahrung, auch wenn sein Haar noch nicht ergraut war.

Der blonde Gladiator murmelte zu dem Jungen: „Siehst Du, wie seine Schultern und seine ganze Haltung nach vorn drängen? Er ist ein Kämpfer.“

Die spitzohrige Frau hustete unterdrückt und sah gequält zu der stickigen Dunstwolke unter der Höhlendecke auf. Anders als der Kämpfer, hatte sie sichtlich Angst. Ihre Hände verkrampften sich zu kleinen Fäusten und sie reckte stolz das Kinn, dabei hatte ihr bisher niemand etwas getan. Ihr Blick schweifte eilig durch die vielen Gesichter im Raum, Augenkontakt vermied sie jedoch. Für einen winzigen Moment blieb ihr Blick an den muskulösen Armen der einzigen anderen Frau in der Höhle hängen, von der sie spöttisch zurückgemustert wurde.

Der blonde Hüne fuhr sich ein weiteres Mal mit der Hand durch die welligen Strähnen – als könnte eine halbwegs geordnete Frisur über die Schmutzschicht auf seiner Haut und über das speckige, löchrige und blutbefleckte Beige seiner Leinentunika hinwegtäuschen. Er nickte dem Jungen neben sich knapp zu, grinste und strubbelte auch das dunkle Haar des Jungen durch. Mit einem theatralischen Ächzen erhob er sich.

„Willkommen!“, rief er in die Richtung der Neuankömmlinge. Er schlenderte auf sie zu, während sie ihn genau im Auge behielten. Beider Blicke funkelten ihm entschlossen, vielleicht sogar aggressiv entgegen.

Lächelnd blieb der Gladiator ein paar Schritte vor ihnen stehen. Er breitete die Arme aus und zeigte seine leeren Handflächen zum Gruß. „Die Regeln hier sind ganz einfach. Legt Euch mit niemandem an, dann werdet auch Ihr in Ruhe gelassen. Wir haben unsere Kämpfe alle da draußen vor uns und müssen uns hier nicht noch mehr Ärger aufhalsen.“ Er deutete hinter sich auf ein weiteres Fallgitter, hinter dem ebenfalls ein Gang im Dunkeln verschwand.

„Wer hier drin so verletzt wird, dass er nicht mehr kämpfen kann, wird zu hungrigem Ballast und wird von den Chimäriern getötet – ebenso wie alle, die für die Verletzung verantwortlich waren.“ Wieder machte er einen Augenblick Pause, dann verbreiterte er sein Lächeln. „Ich heiße Narur und habe hier von allen Männern die meisten Kämpfe überlebt. Wie sind Eure Namen?“

„Taren“, antwortete der Mensch mit fester Stimme.

„Nenúriel“, antwortete die Frau viel leiser. Obwohl sie in einem Stadtstaat der Menschen und nicht unter Elfen aufgewachsen war, hatte sie offenkundig die Lethargie ihres Volkes geerbt. Auf der Flucht vor der eigenen nebulösen Vergangenheit, hatten die Elfen ihre Hochkultur aufgegeben und lebten nun schon seit vielen Generationen wieder als einfache Jäger und Sammler.

„Noch mal willkommen, Taren und Nenúriel. Macht es Euch bequem.“ Narur deutete spöttisch in die Runde. Der Gladiator hatte offenbar Übung darin, vor Publikum aufzutreten. „Oh, und vergesst nicht: In der Hörweite von Chimäriern solltet Ihr nur Drachisch sprechen oder schweigen, wenn Ihr keine Hiebe wollt.“

Hier drin jedoch verstehen fast alle auch das Wichtigste der Menschensprache, ob vom Imperium verboten oder nicht.“ Narur schob seine Daumen in seinen Ledergürtel und schlenderte zu seinem eigenen Platz zurück.

Aus einer Ecke meldete sich eine weitere, jedoch feindselige Männerstimme: „Er hat vergessen zu sagen, dass alles andere, was keine Verletzung erzeugt, durchaus erlaubt ist. Er hat auch vergessen, dass er mitnichten hier der Häuptling ist. Es gibt keine Rangfolge außer der, die Ihr Euch verdient.“

Die Stimme gehörte einem fahlhäutigen Krieger mit Glatze und pechschwarzen Augen. Er ließ die Füße auf dem Tisch liegen und lehnte mit verschränkten Armen an der Höhlenwand. In die Stille fügte er hinzu: „Wenn Ihr also einen Sitzplatz wollt, müsst Ihr ihn euch holen.“

Die beiden Neulinge sahen sich kurz um und stellten fest, dass es keine freien Plätze gab, wohl aber einige Männer, die auf dem Boden saßen. Narur, der inzwischen wieder auf seinem Platz saß, warf den beiden Neuen einen warnenden Blick zu. Taren und Nenúriel schlurften unschlüssig zu einer freien Stelle der Wand, in der Nähe der Abort-Nische, und setzten sich dorthin. Einige Krieger lachten dreckig, aber die meisten murmelten inzwischen wieder mit ihren Nachbarn.

Nenúriel hatte schon in Anbetracht des Gestanks von Urin und Kot die Nase gerümpft, als sie sich nur hingesezt hatte. Jetzt kam der säuerliche Geruch abgestandenen Schweißes von ihrem Nachbarn hinzu. Dennoch schob sie ihren Mund bis neben dessen Ohr und fragte in fließender Menschensprache: „He, Du! Wann gibt es was zu essen?“

Der Mann drehte ihr das Gesicht mit einem undeutbaren Ausdruck zu und antwortete zögernd: „Nach jedem Kampf in der Arena werfen die Chimärier dem Sieger mitgebrachtes Essen zu. Wenn Du rausgehst und kämpfst, kriegst Du Essen. Wenn Du nicht kämpfen willst, verhungerst Du hier drin. Je besser Du kämpfst, desto mehr werfen sie Dir zu.“

Nenúriel wurde bleich und schluckte entsetzt.

Mit einem schiefen Grinsen wandte der Mann sich wieder ab.

„Keine Sorge“, flüsterte Taren ihr von der anderen Seite grimmig ins Ohr. „Ich werde für uns beide kämpfen.“

Unvermittelt stand Taren auf und fragte laut in die Runde: „Wann werde ich kämpfen?“

Stille. In der Ferne, von draußen, war Aufruhr zu hören.

Zurückhaltend antwortete Narur: „Das Publikum ist schon in der Arena. Es dürfte nicht mehr lange dauern, bis wieder ein paar von uns abgeholt werden. Die Chimärier stehen immer am Eingang und rufen rein, wie viele Kämpfer sie wollen. Du musst Dich durchbeißen, wenn andere auch noch kämpfen wollen.“

Taren erwiderte selbstsicher: „Kein Problem.“ Er nickte zum Dank und setzte sich wieder.

Nenúriel starrte ihn besorgt an. Plötzlich umklammerte sie seinen Arm mit beiden Armen und wisperte: „Was, wenn Du getötet wirst? Dann bin ich hier allein!“

Ohne sie anzublicken, knurrte Taren: „Wenn ich es nicht versuche, verhungern wir beide. Und wenn ich zu lange warte, bin ich zu schwach zum Siegen.“

Die muskulöse Frau, die Nenúriel schon zuvor aufgefallen war, stand plötzlich vor ihnen und blickte kühl auf sie herab. Ihr lang herabfallendes, blondes Haar war sauber und gekämmt. Ihre silbergraue Tunika wies keinerlei Risse oder Löcher auf, abgesehen von dem äußerst großzügigen Ausschnitt. Der wenige Stoff, der sich über ihre Brüste spannte, war allerdings fettig und abgegriffen. Nenúriel bemerkte, dass auch die engen Beinlinge der Frau ziemlich aufgeraut waren.

„Hallo. Ich bin Pira. Für eine Frau gibt es hier drin noch eine andere Möglichkeit, mit Nahrung versorgt zu werden. Ich bin sicher, wir zwei können uns die Meute auch teilen.“ Sie grinste und zupfte mit spitzen Fingern ihren Ausschnitt hin und her, sodass ihre Brüste jedes Mal leicht angehoben wurden. Gleichzeitig stellte sie sich breitbeinig hin und lehnte ihre Hüfte vulgär nach vorn.

Nenúriel verzog angewidert die Miene.

„Du hast mich für eine Kriegerin gehalten, was?“, plauderte Pira und befühlte demonstrativ ihre Muskeln. Dann wurde sie ernst. „Keine Sorge, Kleines. Wenn Du erst am Verhungern bist, vergisst Du jeden Stolz.“ Ohne Abschied verschwand sie an einem der Tische.

Als sei sie erschöpft, schloss Nenúriel die Augen. Seufzend lehnte sie ihre Stirn an Tarens Schulter.

Kaum war Pira fort, stand der kahle Krieger mit der fahlen Haut und den schwarzen Augen vor ihnen. Taren sagte er kalt ins Gesicht: „Ich bringe Euch beiden jede Menge Nahrung, wenn Du sie mir für ein Weilchen überlässt.“

Langsam richtete Taren sich auf. Seine Augen loderten vor Zorn, seine Kiefer mahlnen und sein ganzer Körper bebte. Er beherrschte sich nur mühsam, als er die Antwort herauspresste: „Wenn du sie anrührst, töte ich dich.“

Amüsiert grinste der Krieger ihn an. „Dann töten die Chimärier Dich aber auch, mein Freund. Du hast die Regeln doch gehört.“ Schlagartig wurde sein Blick eiskalt. „Und jetzt geh aus dem Weg.“

Drei Männer packten Taren hinterrücks. Der Fahle trat lüstern auf Nenúriel zu. Die sah furchtsam zu ihm auf und drückte sich an die Wand. „Von Elfenkörpern habe ich bisher nur gehört“, grunzte er gierig und starrte auf ihre angezogenen Schenkel, durch die Fetzen ihres Kleides, wo sie ihre Haut nicht verbergen konnte.

Taren schrie und strampelte vergeblich. Auf einmal sprang Nenúriel auf die Füße und rief: „Also schön!“ Der Fahle grinste zufrieden.

„Nein! Nein!“, schrie Taren mit rotem Kopf und bäumte sich immer wieder in den Griffen der drei Männer auf.

Nenúriels blasses Gesicht musterte Taren wie betäubt. Sie strich über seine bärtige Wange, was ihn äußerlich beruhigte. Seine Augen blieben jedoch entsetzt aufgerissen und sein Kiefer klappte herunter. Nenúriel flüsterte: „Es ist doch das Beste so!“

Dann schlug sie dem Fahlen die Stirn auf die Nase und trat ihm zwischen die Beine. Noch bevor jemand reagieren konnte, trat sie so auch einen der Männer zu Boden, die Taren festhielten.

Taren schlug sofort mit der freigewordenen Hand dem Nächsten an die Halsseite, worauf dieser benommen

zurücktaumelte. Der dritte und letzte der Männer ließ freiwillig los und verschwand kommentarlos.

Nenúriel und Taren betrachteten unsicher ihr Werk und musterten wachsam die Umstehenden. Am Rande stand Pira und klatschte langsam, während sie spottete: „Bravo. Und glaubt ihr wirklich, jetzt habt ihr eure Lage besser gemacht?“ Sie schüttelte demonstrativ den Kopf und wandte sich ab.

Plötzlich sprang der fahle Gladiator mit einem langen Knochensplitter in der Faust auf die Füße und stach nach Taren. Der war jedoch viel zu wachsam für solch eine plumpe Attacke und zog blitzschnell den Bauch weit ein, sodass er vorgebeugt dastand. Gleichzeitig streckte er die Arme zum Waffenarm des Gegners aus. Taren packte dessen Handgelenk mit beiden Händen, doch der Gegner schlug ihm mit der freien Faust gegen die Schläfe. Taren grinste ihn darauf allerdings nur an. Dann trat Nenúriel dem Gegner abermals zwischen die Beine, diesmal von hinten. Einige Krieger lachten hinter vorgehaltener Hand, während der fahle Mann fluchend und würgend wieder zu Boden ging.

Die Gladiatoren hatten jetzt erkannt, dass sie mit Taren einen äußerst erfahrenen Krieger vor sich hatten. Lange Kämpfe gab es nur zwischen Ebenbürtigen, die ihre Aktionen gegenseitig vereitelten oder konterten. Oder zwischen unfähigen Kämpfern, die einen Kampf nicht zuende zu bringen vermochten. Taren jedoch war jemand, der seine Kämpfe binnen weniger Augenblicke entschied.

Nun hielt Taren den Knochensplitter in der Hand. Der Fahle stöhnte am Boden: „Das wird euch noch leidtun!“

Diesmal war es Taren, nicht Pira, der langsam und demonstrativ den Kopf schüttelte. Andächtig drehte er den Knochensplitter in der Faust.

Dass auch Narur in der Nähe gestanden hatte, bemerkten sie erst, als er ihnen zurief: „Jetzt habt Ihr Respekt, aber auch Feinde. Ihr solltet Euch ein drittes Auge im Rücken zulegen.“ Damit wandte er sich ab.

Nenúriel zitterte am ganzen Körper, während sie ihm nachsah. Taren behielt den fahlen Gladiator mit versteinerten Zügen im Blick, während der sich aufrappelte und mit hassverzerrter Miene ebenfalls verzog.

„Was glaubst Du, wie lange sie jetzt noch leben werden?“, fragte Narurs junger Sitznachbar. Seine Arme waren voller Narben, die gleichmäßig nebeneinander aufgereiht schienen, wie absichtlich beigebracht.

Narurs Miene verzog sich bekümmert, während er über seine Antwort nachdachte. Schließlich brummte er: „Nicht lange, wenn die beiden essen wollen. Taren muss kämpfen gehen und Nenúriel allein lassen. Außerdem muss er irgendwann schlafen. Gebraks Freunde werden dichthalten, wenn er die Neuen tötet, sodass die Chimärier niemanden zum Bestrafen finden werden.“

„Glaubst Du, sie haben sich damit in Sicherheit gewogen, als Du ihnen sagtest, dass hier eigentlich niemand töten darf?“, fragte der Junge unschuldig.

Narurs Miene verfinsterte sich erschreckend und er schwieg.

Der Junge spürte, dass er in ein Fettnäpfchen getreten war und wechselte das Thema. „Was ist das eigentlich für

ein breites Armband, dass Taren trägt? So was habe ich hier drin vorgestern schon mal gesehen, aber der Kerl ist inzwischen tot.“

Narur blickte kurz zu Taren. Er nickte anerkennend, als er das Armband entdeckte. „Ja, ich weiß, wen Du meinst. Diese Eisenbänder sind Magieblocker der Chimärier. Taren muss in der Magie bewandert sein, wenn sie ihm so etwas ums Handgelenk schmieden. Die Dinger verhindern, dass er seine Magie fließen lassen kann.“

„Er sieht doch gar nicht wie ein Zauberer aus. Hätte nicht diese Elfin, oder wie die Spitzohren heißen, so ein Ding kriegen müssen?“

Narur grinste schwach. „Wie sehen Zauberer denn normalerweise aus? Ich habe erst zweimal mit eigenen Augen einen gesehen, jedenfalls, von denen ich wusste, dass es Zauberer sind. Und Nenúriel ist die erste Elfin, die ich treffe. Ich habe bisher – genau wie Du – nur Gerüchte und Mythen über Elfen und Zauberer gehört.“

Etwas beschämt blickte der Junge zu Boden und grinste schief. „Vielleicht habe ich auch schon mit ... Magie zu tun gehabt“, murmelte er. Seine Augen weiteten sich etwas und schweiften ins Leere.

Narur hatte Taren gemustert und davon nichts mitbekommen. „Irgendwie werde ich gerade neugierig, Du auch?“, lachte Narur verhalten. Er klopfte dem Jungen auf die Schulter und erhob sich. „Na, komm schon!“, rief er dem zögernden Jungen über die Schulter zu, während er ein weiteres Mal zu den beiden Neulingen ging.

Der Junge verbarg nur mit leidlichem Erfolg seine Blicke auf die Elfin und auf die Löcher in ihrem Kleid.

Mit finsternen Blicken empfingen die Neuen Narur und den Jungen. Taren hielt noch immer den scharfen Knochensplitter in seiner großen, haarigen Faust.

Ungefragt setzten Narur und der Junge sich zu ihnen. „Ich muss Euch noch dringend etwas sagen“, begann Narur ernst und leise, ohne Blickkontakt, doch mit warnenden Gesten. Bevor er fortfuhr, zwang er sich, Taren und Nenúriel doch in die Augen zu sehen. „Gebrak, der Fahle, hat viele Freunde hier. Sie werden sich gegenseitig decken. Das heißt, die Chimärier werden keinen Schuldigen hinrichten können, wenn Ihr von Gebrak getötet werdet. Versteht Ihr?“

Taren nickte düster und brummte: „Das war uns auch schon klar. Wir werden es irgendwie schaffen, das haben wir immer.“ Seine Finger spielten mit dem Knochensplitter.

Der Junge witzelte vorlaut: „Seid Ihr deswegen hier?“

Sechs Augenpaare funkelten ihn strafend an. „Oh“, machte er nur und sah zu Boden.

„Ich bin neugierig“, wechselte Narur das Thema und blickte Taren freundlich an. „Wieso trägst Du dieses Armband?“

Taren schwieg zunächst und schien in Narurs Gesicht etwas zu suchen. „Ich bin ein Diener von Bruder Mond, aber dieses Armband blockiert meine Verbindung zu meinem Gott, sodass er mir nicht helfen kann.“

„Ich dachte, es sei ein Magieblocker“, wunderte Narur sich.

Taren legte den Kopf schräg; der Junge hatte wieder den Eindruck, einen wütenden Bären vor sich zu sehen.

„Die Diener von Bruder Mond brauchen keine

Taschenspieler-Tricks“, knurrte Taren. Seine glühenden Augen schweiften fort.

Narur ließ ihn in Ruhe und wandte sich stattdessen an Nenúriel: „Ich habe zuvor noch nie eine Elfin gesehen.“

Ausdruckslos erwiderte sie seinen Blick. Nach ein paar Lidschlägen entgegnete sie trocken: „Die anderen sehen auch alle so aus wie ich.“

Der Junge lachte, aber Nenúriel war der Humor scheinbar vergangen.

Narur behielt den Faden bei: „Jemand hat mir mal gesagt, viele Elfen seien magisch begabt. Stimmt das?“

Wieder antwortete Nenúriel zunächst nur mit einem rätselhaften, leeren Blick. Schließlich entrang sie sich ein knappes „Ja.“

„Und Du?“, fragte der Junge unsicher.

Langsam wandte sie ihm das Gesicht zu, und diesmal antwortete sie gar nicht.

„Wir tun Euch nichts“, sagte Narur daraufhin und hob beschwichtigend die Hände. „Ihr braucht Freunde hier drin“, fügte er ernst hinzu.

Nenúriel senkte den Kopf und schluckte. Sie öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen. Taren brachte sie mit einem scharfen Seitenblick zum Schweigen. „Vertrauen ist Wunschdenken für die Schwachen“, knurrte er in keine bestimmte Richtung.

Aufmerksam beobachtete Narur das Wechselspiel zwischen den beiden, die sich offenbar gut kannten und aufeinander eingespielt waren. Der Junge beobachtete das ebenfalls, konnte aber weniger Schlüsse daraus ziehen als der ältere Narur, wie seine verwirrte Miene verriet.

„Ihr verbergt doch was, oder?“, raunte Narur und beugte sich verschwörerisch näher. Aufmunternd zwinkerte er den beiden zu, doch Taren schnaubte nur verächtlich und Nenúriel ließ den Kopf noch tiefer hängen. „Dachte ich mir“, nickte Narur zufrieden.

Seufzend erhob er sich. „Also schön, wenn Euch nach Reden ist, mein Stammplatz ist da hinten. Denkt immer daran: Hier drin weiß man nie, wann man sich zum letzten Mal sieht.“

Er wollte sich gerade abwenden, als das vordere Gitter kreischend hochgezogen wurde. Ein Chimärier zwängte sich durch den Gang. „Heute ist ein besonderer Tag!“, grollte das zweieinhalb Meter große Wesen in einer harten, gutturalen Sprache. Kleine, unnütze Flügel lugten auf seinem Rücken aus dem Lederpanzer hervor und zuckten hin und wieder, wenn der Chimärier die Arme bewegte. Sein Drachenschwanz war kräftig und berührte leicht den Boden beim Gehen. Die geschlitzten Reptilienaugen seines länglichen Drachenkopfes suchten die Höhle ab. Er entblößte scharfe Zahnreihen, als er infernalisch grinste: Sein Blick war an Narur, dem Jungen und den beiden Neuen hängen geblieben. „Ihr vier da!“, brüllte der Chimärier und zeigte auf sie. „Antreten!“

Taren übersetzte ganz leise die Worte für Nenúriel, welche die Drachensprache nicht verstand. Nenúriel zischte darauf im Gehen vorwurfsvoll in Narurs Ohr: „Du hast gesagt, man kann sich aussuchen, ob man kämpft!“

„Das dachte ich bisher auch“, hauchte Narur wie versteinert zurück. Immer wieder strich er im Gehen eine Strähne hinters Ohr.

„Endlich! Mein erster Arena-Kampf! Jetzt brauchst Du mich nicht mehr mitzufüttern, Narur“, flüsterte der Junge stolz. Schon im nächsten Moment geriet seine Miene aus den Bahnen und er begann zu zittern. Vor dem Chimärier blieben sie stehen.

„Zu Ehren des Jahrestages der Thronbesteigung des Imperators werdet Ihr gegen das Tier kämpfen! Mitkommen!“, brüllte der Soldat.

„Wir kämpfen zu viert gegen ein Tier?“, flüsterte Taren zu Narur und hielt nur mühsam seine Erleichterung zurück.

„Freu Dich nicht zu früh“, raunte Narur jedoch und unterdrückte den Impuls, noch weiter an seinen Locken zu fignern. Er war bleich geworden.

„Was für ein Tier ist das?“, wollte Nenúriel wissen.

Narur sah sie mit großen Augen an und wisperte: „Das weiß niemand von uns hier. Wann immer es heißt, dass jemand gegen ‚das Tier‘ kämpft, kommt derjenige nicht zurück. ‚Das Tier‘ ist der absolute Champion der Chimärier.“

„Da sind Waffen. Nehmt was ihr wollt, und dann ab nach draußen!“, befahl der Chimärier und stampfte dann eine breite Treppe hinauf ans blendende Tageslicht. Hinter ihm wurde eine riesige Bronzeluke zugeworfen. Die vier standen wieder im Fackelschein.

Nach einem Tisch mit Waffen ging der Gang noch etwa fünfzehn Meter weiter geradeaus bis zu einem offen stehenden Gitter, hinter dem ebenfalls grelles Tageslicht strahlte. Ein sandiger Arenaplatz wartete dort auf sie.

Von draußen toste bereits der Lärm des Publikums an ihre Ohren. Narur und der Junge kniffen beim Blick in das Tageslicht die Augen zusammen; sie waren an das Halbdunkel der Höhle gewöhnt. „Wenigstens gibt es da draußen frische Luft!“, scherzte der Junge leise und grinste nervös.

Nenúriel rieb sich die Augen und flüsterte panisch: „Es ist Tag! Es ist doch Tag!“

Fragend starrte Narur die beiden Neuen an. Taren antwortete auf diesen Blick: „Sie ist lichtblind. Sie ist ... krank.“ Schluchzend vergrub Nenúriel ihr Gesicht an Tarens Schulter und krallte ihre Finger in seine Tunika. Taren knurrte in Narurs Richtung: „Die Schuppen hätten sie an der Oberfläche deswegen fast getötet, aber dann doch entschieden, dass es in der Arena lustiger wäre, sie sterben zu sehen.“

Mit steinerner Miene betrachtete Taren die angebotenen Waffen und griff sich einen schweren, langen Streitkolben mit dicken Dornen am bronzenen Kopf. Narur warf ihm und Nenúriel einen langen, undeutbaren Blick zu, dann griff er sich einen stabilen Speer mit Kupferspitze und marschierte wortlos in Richtung Arena. Der Junge schnappte sich ein breites Kurzschwert aus Bronze und folgte eilig.

„Bleib hinter mir“, flüsterte Taren mit gezwungener Sanftheit in Nenúriels Ohr. Dann ging auch er entschlossen auf das flirrende Tageslicht zu.

Narurs Augen glühten kampfbereit nach draußen. „Seid froh, dass es noch nicht richtig Sommer ist“, raunte er über die Schulter. „Den ersten Arenakampf in der

## Ebenfalls bereits erschienen:



### **Preis der Unsterblichkeit**

*Michael Thiel*

500 Seiten Fantasy

ISBN 978-3-940928-00-9

€ 9,95 [D]

€ 10,95 [A]

SFr 18,90 [CH] (UVP)



### **Das Erbe des Antipatros**

*Jörg Olbrich*

404 Seiten Fantasy

ISBN 978-3-940928-00-9

€ 9,95 [D]

€ 10,95 [A]

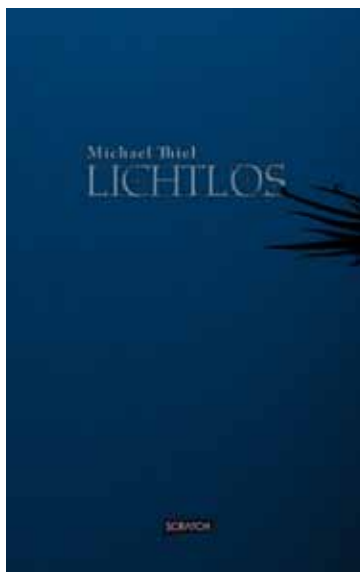
SFr 18,90 [CH] (UVP)

# LICHTLOS

*Michael Thiel*

Die hochmütige Kreuzung von Magie und Technik brachte die Torwesen in die Welt und die Seelen der Menschen. Vergebens schlägt die Natur im Todeskampf um sich. Vier Fraktionen kämpfen auf dem letzten Kontinent Dememnon um die Vorherrschaft, doch gegen den wahren Feind sind sie scheinbar machtlos ...

*Einstieg in die zwischen Vernichtung und Rettung taumelnde Welt von Dememnon.*



192 Seiten Fantasy • ISBN 978-3-940928-02-3 • € 7,95 [D] • € 8,95 [A] • SFr 12,50 [CH] (UVP)

## DEM ABGRUND ENTRINNEN

Eine brisant gemischte Gruppe von Abenteurern macht sich auf, den stets mächtiger werdenden Chimäriern zu widerstehen. Die Mischwesen aus Drachen- und Menschenblut scheinen unausweichlich die gesamte bekannte Welt zu unterjochen. Unterstützt von kampferprobten Gefährten und hadernden Halbgöttern, nimmt die junge und unerfahrene Halbelfin Laura die Herausforderung der dunklen Übermächte an.

„Böses Erwachen“ bildet den fesselnden Auftakt im sechsbändigen Kampf gegen das Imperium des Chimärierfürsten Schattenwacht. Insbesondere die realitätsnahe Darstellung der Kampfszenen versetzt die Leserschaft mitten ins Geschehen – und lässt sie so die Geschichte fast am eigenen Leib erfahren.

ISBN 978-3-940-92800-9

9.95 € [D]

10.95 € [A]

18.90 SFr (UVP)



9 783940 928009